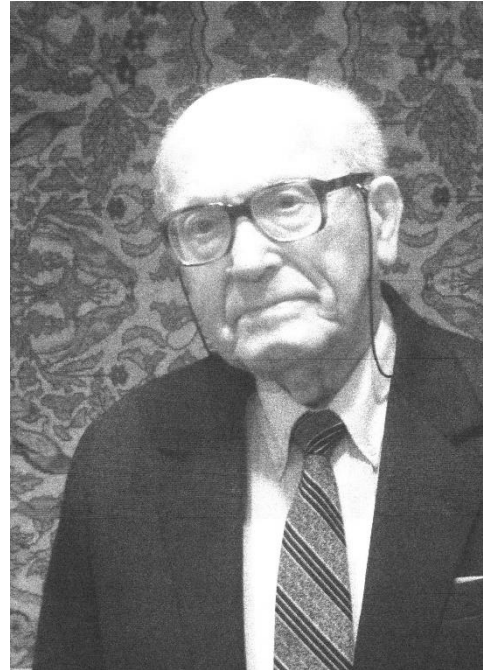


Mein Kreuzweg

Stanislaw Majchrzak

*Geb. am 24. August 1919 in Lodz / Polen,
gestorben am 28. Juni 2016.*

*Stationen seiner KZ-Haft: Auschwitz – Birkenau:
Mai 1943 bis August 1944, Dautmergen: von
August 1944 bis April 1945*



Meine Gefangennahme im Mai 1943

Am frühen Morgen hat die Gestapo mein Haus umstellt. Ich war noch im Schlafanzug. Nach der Ausweiskontrolle habe ich den Befehl bekommen, mich anzuziehen. Auf brutale Weise haben sie mir die Hände auf dem Rücken mit einem Seil zusammengebunden und mich aus dem Haus nach draußen geführt zu einem Lastwagen, in welchem Gefangene auf dem Boden saßen.

Sie haben uns im Radomsk-Gefängnis eingeladen und später in das Gefängnis Tschenstochau gebracht. Nach dreimonatigem Aufenthalt in diesem Gefängnis war der Zeitpunkt gekommen, uns nach Birkenau zu „verschicken“. Alle wurden auf den Gefängnisplatz hinausgeführt. Keiner konnte den anderen wiedererkennen, weil wir durch Bart und Schmutz entstellt waren.

Auschwitz-Birkenau

Quarantäne

Die ganze Körperbehaarung wurde abrasiert. Ich höre noch heute die Häftlinge jammern und die Beschimpfungen der Folterknechte, welche die Gelegenheit dabei nutzten uns zu verletzen. Dann erhielten wir unsere „Bekleidung“. Es war dem Zufall überlassen, wer welche Größe bekam.

Es folgte die Ausgabe des Mittagessens: Ein halber Liter Gefängnissuppe. Nicht jeder bekam davon, da es nicht so viele Schüsseln wie Gefangene gab. Nur derjenige erhielt etwas, der schlauer und schneller war als die anderen – echte Zirkusszenen.

Es folgte sinnlose Arbeit: Wir haben auf Holztragen Sand von einem Platz zum anderen und zurück tragen müssen. Dabei wurden wir von der Lagerbesatzung umkreist und mit Peitschenschlägen zu höchster Anstrengung gezwungen.

Danach wurden wir gedrillt: Hinlegen – Aufstehen – Hinlegen – Aufstehen, die ganze Lagerstraße bis hin zum Wasserbecken. Wir wurden in das Wasser gedrängt und viele dabei unter das Wasser gedrückt und ertränkt. Nach ein paar Stunden solcher „Arbeit“ mussten wir alle Toten, Kranken und Verletzten einsammeln und vor die Baracke legen. Sie wurden gezählt, denn beim Abendappell musste die Zahl stimmen.

Für mich dauerte die Quarantäne zweieinhalb Monate.

Selektion

Ein paar hundert Gefangene wurden in Doppelreihen aufgestellt. Es wurde der Befehl „Ausziehen“ gegeben. Drei SS-Leute musterten jeden Gefangenen genau. Jeder musste mit ausgestreckten Armen ein paar Kniebeugen und ein paar Umdrehungen nach links und nach rechts machen. Dann fiel das Urteil: „Nach rechts“ hieß Arbeit, „nach links“ hieß Tod.

Es war schwierig, den drei „Übermenschen“ zu gefallen, außer unserem Willen besaßen wir nichts. Außerdem hat uns die Kälte geplagt, es war schon Herbst. Neben mir stand ein Vater mit seinem Sohn. Der Vater ging in den Ofen, der Sohn zur Arbeit. Das Bild, wie sie sich voneinander verabschiedeten, steht mir heute noch vor Augen, es war schrecklich.

Und dann war ich an der Reihe. Alle meine Sinne haben den Muskeln befohlen, sich so anzuspannen, dass sie die „Übermenschen“ zufrieden stellten. Als ich den Befehl „nach rechts!“ gehört habe, dachte ich: Gott sei Dank, es gibt noch ein Fünkchen Lebenshoffnung!

Einige Begebenheiten während meines Aufenthaltes in Birkenau

Bis heute blieb mir ein Wagen mit großen Rädern und einem tiefen Kasten in Erinnerung, in den man tote und halbtote Häftlinge hineinwarf. Zwei Häftlinge an der Deichsel und vier jeweils an den Rädern. Angelegte Stricke mit Schlingen benutzte man zum Ziehen dieses Fahrzeugs. Nach Beendigung des Ladevorgangs zogen wir das Gefährt zum vorgegebenen Ort. Das Weitere erledigte ein Sonderkommando.

Auf den Befehl hin „Achtung, Mützen ab!“ zogen wir in aufrechter Haltung durch das Lagertor. Vor dem Tor übernahmen die SS-Männer mit ihren Hunden die zugeteilten Kommandos und trieben uns wie eine Rinderherde zum Arbeitsplatz. Das Marschtempo, zu dem wir gezwungen wurden, konnte selbst für gesunde Menschen zum Problem werden. Umso mehr für hungrige, kranke und verwundete Häftlinge. Man musste aufpassen, dass man nicht hinfiel, denn das endete meistens tödlich.

Der Arbeitsplatz, das waren Gräben voll mit Wasser und Morast. In diesem Morast standen wir zehn bis zwölf Stunden täglich bis zum Beginn des Winters. Während der Arbeit durfte man nicht einen Augenblick stehen bleiben, wir mussten dauernd in Bewegung sein.

In meiner Erinnerung gibt es keinen Tag, an dem wir nicht einen oder mehrere Tote ins Lager brachten. Auf dem Rückweg wurde ein Häftling, der nicht mehr mit eigenen Kräften gehen konnte, von vier Mithäftlingen am Ende des Kommandos auf den Schultern mitgeschleppt. Die Zahl der Häftlinge musste am Eingang durchs Lagertor stimmen.

Als es einmal sehr stark regnete, verkroch ich mich unter einen Baum. Durch das Fenster seines Bauwagens beobachtete uns der Kapo. Er kam heraus, rief mich und begann auf mich einzuschlagen, ich weiß nicht mehr wie lange, denn wurde ich ohnmächtig. Die Kollegen hoben mich auf und brachten mich wieder zum Bewusstsein und zurück zum Arbeitsplatz. Den Rückmarsch ins Lager schaffte ich nicht mehr mit eigener Kraft. Die Mithäftlinge schleppten mich ins Lager. Die meisten von ihnen leben nicht mehr und mir bleibt nur übrig, für ihren Seelenfrieden zu beten.

Nach dem Abendappell, als wir schon auf den Pritschen lagen, fragte mich mein Nachbar, wo ich arbeitete. Ich erzählte ihm alles. Er sagte: „Ich versuche, Dich in mein Kommando zu nehmen!“

Bevor sich am nächsten Morgen die Kommandos bildeten, begab er sich zu seinem Kapo und erzählte ihm, dass ich Schlosser wäre und gerne in sein Kommando kommen würde. Er war einverstanden. Die neue Arbeit als Schlosser war für mich angenehmer, denn ich konnte unter einem Dach arbeiten. Ich löste Schrauben aus Flugzeuggehäusen und sortierte sie. Bei dieser Beschäftigung wurde ich langsam gesund.

Beim Rückmarsch ins Lager sahen wir Menschenmassen, die aus den Zügen ins Krematorium getrieben wurden. – Ein Bild, das ich immer noch vor Augen habe, kann ich nicht verdrängen: Ein Konvoi bestehend aus schweren Lastwagen, mit denen man sonst Tiere zum Schlachten transportiert, fuhr in Richtung der Krematorien. Sie waren überfüllt mit nackten Frauen und Kindern verschiedenen Alters: kurz geschorene Haare, offene Münder, ausgestreckte Arme, durchdringende Schreie. Die Polizei „mit Blech auf der Brust“ auf Motorrädern verstärkte mit ihrem Geknatter den Lärm.

Wenn wir uns beim Rückmarsch von der Arbeit dem Lager näherten, hingen auf der linken Seite die toten Körper der erhängten Häftlinge an den Galgen. Auf der rechten Seite spielte das Lagerorchester flotte Melodien, und in der Ferne loderte aus den Kaminen der Krematorien der Feuerschein verbrennender Körper. Dieses Bild grüßte uns täglich und erinnerte uns daran, was auch uns möglicherweise erwartete.

Dautmergen

Ich gehörte zu einem Transport, der Ende August 1944 in Richtung Natzweiler zum Außenlager Dautmergen ging. Den Weg von Auschwitz nach Dautmergen werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Hunger und Durst haben Spuren in meiner Seele zurückgelassen. Der abgemagerte, kränkliche und ausgetrocknete junge Mann mit seinen eingefallenen Augen und seinem offenen Mund, der ich war, erinnerte mit nichts mehr an einen Menschen. Der Transport dauerte mehrere Tage, denn die Eisenbahnlinien waren öfters durch das Militär belegt.

Als wir das Ziel erreichten, wurden wir wie Gegenstände ausgeladen. An den Ankunftsort kann ich mich nicht mehr erinnern. Man trieb uns, wie sich herausstellte, zu dem im Aufbau befindlichen Lager Dautmergen. Das Lager bildete ein Areal, das durch Stacheldraht eingezäunt war. An Stelle von Baracken gab es nur Zelte.

Was uns zunächst vor allem zusetzte, war der Wassermangel. Das herbeigefahrene Wasser wurde rationiert. Man konnte nicht genug trinken. Ich sehe noch vor mir, wie manche durch den Wassermangel irre geworden waren. Durst ist noch schlimmer als Hunger. Es war furchtbar!

Mit dem Herbst kam der Regen. Wo vorher trockene Erde und Gras waren, entstand eine große Schlammfläche, auf der sich die Häftlinge bewegten, besser gesagt, in der sie beim Appell vor und nach der Arbeit standen. Man baute hölzerne Stege. Entlang dieser Stege mussten die Häftlinge zum Appell antreten.

Der Herbst brachte Kälte mit sich. Nicht jedermann hielt diese gut aus. Manche Lagerinsassen versuchten, sich Papier oder Gras unter die Drillichanzüge zu stopfen. Das wurde aber hart bestraft. Bei einem Appell berührte ein SS-Mann einen meiner Kollegen mit dem Stock und entdeckte das Papier. Er rief ihn aus der Reihe heraus und zeigte mit dem Stock auf den Galgen. Die Schergen erledigten das Weitere. Man band ihm die Hände nach hinten und zog ihn an den Handgelenken am Galgen hoch („Pfahlhängen“). Alle mussten zuschauen. Der Mann brüllte vor Schmerzen, denn seine Arme brachen aus den Schultergelenken. So etwas vergisst man nicht. Darüber kann ich nur mit Tränen berichten

Einmal verpasste mir ein SS-Mann mit einer Rute aus Korbweide eine Beule auf dem Kopf. Das wäre alles erträglich gewesen, wenn nicht der ständige Hunger und Durst und die Eilmärsche dazugekommen wären. Auf dem Rückweg ins Lager wurde jeder mit Steinen belastet, die vor den Baracken der SS-Männer verpflastert wurden. Wer zu kleine Steine aufnahm, wurde mit Stockschlägen traktiert. Auch ich wurde deshalb geschlagen.

Die Essenrationen bestanden aus einer Lagerschnitte Brot, einem Liter Suppe und etwas Flüssigkeit, die man eigentlich nicht Tee nennen konnte. Das war eine Tagesration. Bis zum heutigen Tag arbeiten meine Verdauungsorgane nicht normal.

Kurz vor der Evakuierung des Lagers gab es einen Luftangriff auf das Lager, bei dem SS-Männer getroffen wurden. Nach dem Angriff stellte man eine Häftlingsgruppe zusammen, zu der auch ich gehörte. Wir mussten die zerstreuten Körperteile der getroffenen SS-Männer vor dem Lager zusammentragen. Ich erinnere mich, dass mir

aus Versehen eine Hand eines Getroffenen herabfiel. Der Lagerführer Dold beobachtete das und kam mit gezogener Pistole auf mich zu. Ich schloss die Augen, hob die Hand auf und legte sie mit Achtung auf den mit Trauerflor geschmückten Wagen.

Anmerkung des Herausgebers:

Stanislaw Majchrzak wandte sich 1995 in einem Brief an den ehemaligen Lagerführer Erwin Dold. Er stellte darin klar, dass sich entgegen anders lautenden Darstellungen für ihn als Häftling die Situation in diesem Lager bis zum Schluss in keiner Weise zum Besseren gewendet habe. Er veranschaulicht dies an einer Reihe von Beispielen, sowohl was die Terrorherrschaft als auch die katastrophale Ernährungslage anbelangt. Majchrzak versichert, dass es ihm nicht um Rache gehe, sondern darum, „dass das publizierte Bild der Wahrheit entspricht.“

Auf eine Antwort wartete er vergeblich.

Todesmarsch

Am 17. oder 18. April 1945 wurden einige hundert Häftlinge aus dem Lager in Richtung Altshausen evakuiert. In einer solchen Hundertgruppe befand ich mich. Man trieb uns mit scharfem Tempo und nur nachts. Nicht alle haben diese Anstrengungen überlebt.

Nach fünf Tagen trieb man uns in eine Scheune. Später erfuhren wir, dass es darum ging, dass wir in dieser Scheune verbrannt werden sollten. Jedoch war die Mehrheit der SS-Männer dagegen, denn sie sahen schon das Ende des Krieges voraus.

Danach führten sie uns wieder aus der Scheune heraus und trieben uns weiter. Auf der Straße trat mir ein Mithäftling auf den Absatz und riss ihn ab. Der im Absatz befindliche Nagel verletzte meine Ferse. Im Bemühen den verletzten Fuß zu schonen, fiel ich immer mehr zurück. Ein SS-Mann ließ den Hund los, der mit seinen scharfen Zähnen in meinen kranken Fuß biss. Ich schrie auf vor Schmerzen, aber der sechste Sinn befahl mir, den Anschluss an die Kolonne zu suchen. Hüpfend auf einem Bein erreichte ich meine Kollegen. Mich auf einen Mithäftling stützend, konnte ich leidlich das Tempo durchhalten.

Neues Pech folgte. Ein SS-Mann warf seinen Rucksack auf meine Schultern. Bis zum heutigen Tage ist mir nicht klar, ob er das unbewusst tat, oder ob es der Absicht entsprang, mich fertig zu machen. Als mein Kollege, der mich stützte, das sah, fing er den Rucksack auf, nahm ihn auf seine Schulter und forderte mich auf, weiter zu gehen. Ihm verdanke ich, dass ich nicht stürzte und so überlebte. Nach diesem Vorkommnis, wir befanden uns bei einem Weiher vor Altshausen, rief mein Lebensretter laut aus: "Freiheit". Und wir waren wirklich frei. Am 22. April 1945 gegen 13 Uhr schlug die Stunde der Freiheit.

